

(Nachdruck verboten.)

45]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nexo. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Der Alte hielt ihm die Hand hin. „Entschuldige! Es war nicht meine Absicht, Dich anzugreifen, weil Du nicht kopflos handelst. Selbstverständlich dürfen wir den Sieg nicht opfern aus Mitgefühl für die, die kämpfen. Es war nur eine vorübergehende Weichheit bei mir, aber freilich einer von den Augenblicken, die das Ganze aufs Spiel setzen können, das gebe ich zu! Aber es ist auch nicht leicht, ruhiger Zuschauer bei all diesen verkehrten Zuständen zu sein. Man behauptet, die Arbeiter wollten lieber eine Hungerunterstützung annehmen als etwas tun; und nach allem, was sie jetzt aus der Arbeit herausgebracht haben, könnte man es sehr wohl verstehen, wenn das wahr wäre. Aber in diesem Monat, seit die Erdarbeiten hier vorgenommen werden, haben sich jeden Tag mindestens tausend Arbeitslose hier eingefunden, um zuzugreifen. Und die bezahlt man, damit sie es unterlassen, etwas zu tun! — Sie können zur Rotunterstützung erlangen, aber um keinen Preis Arbeit! Das ist doch so wahnsinnig wie nur möglich! — Man bekommt Lust, der Maschinerie einen kleinen Stoß zu versetzen, um sie wieder in Gang zu bringen.“

„Dazu gehört ein kräftiger Stoß,“ sagte Pelle. „Es ist keine Kleinigkeit, um die es sich hier handelt.“

„Lächerlich gering sieht es auf alle Fälle aus. Die Arbeiter leiden ja keine Not, weil es ihnen an Arbeit fehlt, so wie unsere Sozialdemokraten uns einreden; aber ihnen fehlt die Arbeit, weil sie Not leiden: so verkehrt greift man das Ganze an! Der Zug der Arbeitslosen ist eine Schmach und Schande für die menschliche Gesellschaft; welsch eine Vergewandung von Werten — auch vom rein kaufmännischen Standpunkt aus — während das Land und die Nation vernachlässigt werden! Würde ein Privatgeschäft von solchen Grundsätzen getrieben, so wäre es ja im selben Augenblick zum Tode verdammt.“

„Ja, wenn das Elend seinen Ursprung nur im verkehrten Angreifen der Dinge hätte, so würde die Sache ja wieder schnell in die Reihe gebracht,“ sagte Pelle. „Aber den Leuten, die über das Ganze bestimmen, kann man auf alle Fälle keinen Mangel an kaufmännischem Sinn zum Vorwurf machen, hätten sie nur das andere ebenso gut in Ordnung! Sie können mir glauben, es fällt kein Sperling vom Dach, falls nicht die Geldmacht ihren Vorteil darin erblickt; wenn es sich, rein kaufmännisch gesehen, für sie bezahlt macht, daß Land und Volk in der schönsten Ordnung wären, so würden sie schon dafür sorgen, daß es auch so bliebe. Aber das läßt sich ganz einfach nicht machen; allgemeines Wohlfühlen und die Anhäufung von Werten bei dem einzelnen, das sind unvereinbare Gegensätze. Ich glaube, es ist ein wunderlicher Ausgleich in der Menschheit niedergelegt, so daß sie zu jeder Zeit genau so viel hervorbringen kann, wie zur Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse erforderlich ist; und wenn einer zuviel mit Beschlag belegt, so entsteht anderswo ein Mangel. — Auf diese Erkenntnis hin wollen wir ja übrigens die anderen absetzen und selbst die Leitung übernehmen.“

„Ja, ja, ja, ja! Es ist keineswegs meine Absicht, das Bestehende rechtfertigen zu wollen; laßt die, die in der Leitung sitzen, die Verantwortung übernehmen. Aber ich habe hier gelegen und darüber nachgedacht, könnten wir nicht ein Verfahren ausfindig machen, wie all dies Vergendete zu sammeln wäre, damit es dem Genossenschaftsbetrieb zugute käme?“

„Wie sollten wir das wohl machen? Wir sind ja doch nicht in der Lage, die Arbeitslosen zu beschäftigen.“

„Nicht gegen Lohn! Aber sowohl die Bewegung als auch der Staat haben ja angefangen, sie zu unterstützen; wäre es nicht natürlich, daß man als Entgelt dafür Arbeit von ihnen verlangte? Wohlverstanden müßte es ihnen selbst aber zugute kommen.“

„Sie meinen, daß zum Beispiel arbeitslose Maurer und Zimmerleute Wohnungen für die Arbeiter bauen sollten?“ fragte Pelle lebhaft.

„Ja, zum Beispiel das! Aber die Häuser müßten gegen Privatpekulation gesichert werden, auf ähnliche Weise wie die, die wir bauen, und für alle Zeiten den Arbeitern gehören. Da wir nicht in den Verdacht der Ausbeutung geraten können, könnten wir sie passenderweise verwalten; das würde Wind in den Segeln der Genossenschaft sein. Auf diese Weise würde der Abfall von der alten Zeit Dünger für die neue Saat.“

Pelle saß in Gedanken versunken da; der Alte lag in seinem Bett und betrachtete ihn gespannt. „Nun, schläfst Du?“ fragte er endlich ungeduldig.

„Das ist ein schöner Gedanke,“ sagte Pelle und erhob den Kopf. „Die Organisation bekommen wir, glaube ich, auf unsere Seite; sie fangen ja schon an, sich für die Kooperation zu interessieren. Wenn sie nun den Ausschuß gewählt haben, will ich Ihren Plan vorlegen. Aber der Gesellschaft bin ich nicht so sicher, Brun! Die hat gelegentlich Verwendung für die große Hungerreserve, darum erhält sie sie so eben am Leben, sonst ließe man sie wohl bald den Hungertod sterben. Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft damit einverstanden ist, daß sie sich sozusagen gegen sie selbst wendet.“

„Du bist ein unverbesserlicher Schwarzzeher,“ sagte Brun halb ärgerlich.

„Ja, dem Alten gegenüber,“ erwiderte Pelle mit einem Lächeln.

So erwogen sie die Möglichkeiten der Zukunft in Anknüpfung an die Ereignisse des Tages, wenn Pelle des Abends oben bei dem Alten saß, beide gleich erfüllt davon. Zuweilen fühlte der Alte, daß er aus der Spur lief. „Das ist das Blut,“ sagte er mißmutig, „ich gehöre doch nicht so ganz zu Euch. Es ist so lange her, seit meine Familie ihre Kräfte gebraucht hat, daß ich es ganz vergessen habe.“

In dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit seiner Vergangenheit und hatte jeden Abend irgend etwas von sich selbst zu erzählen. Es war, als müßte er mit Macht und Gewalt ein Gesetz finden, das ihn an Belles Seite stellte.

Brun gehörte einer alten Familie an, die sich mehrere hundert Jahre zurückführen ließ, bis auf einen Mann, der ein Schiff führte und Handel an der Küste von Trankebar sowie auch Seeräuberei betrieb; der Stammvater der Familie, der auch Walfischfang und Seeräuberei betrieb, wohnte in einem Hause an den Kristianshafener Kanälen; wenn das Schiff in der Heimat war, ging es an dem Bollwerk gerade vor der Haustür vor Anker. Das Brunsche Haus wurde von Vater auf Sohn vererbt und erweiterte sich allmählich zu einem ganzen Palais; im Laufe von vier Generationen arbeitete es sich bis zu einem der ersten Handelshäuser der Hauptstadt empor. Zu Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren die meisten Mitglieder der Familie in die Börsen- und Bankwelt hinübergeglitten, und von da aus pflanzte sich die Verschönerung weiter. Bruns Vater, der bekannte Kornelius Brun, hing an dem alten Geschäft, die Brüder überließen ihm ihren Anteil und gingen zu der Diplomatie über; einer von ihnen bekleidete eine hohe Stellung am Hofe.

Kornelius Brun fühlte sich verpflichtet, das alte Geschäft weiter zu führen. Um nicht hinter seinen Brüdern an Vornehmheit zurückzustehen, heiratete er eine Dame von ur-altem — und verschuldetem sünnischen Adel. Sie gebar ihm drei Kinder, die — wie er selbst sagte — alle drei mißglückt waren. Das erste Kind war taubstumm und überhaupt mit sehr geringen geistigen Gaben ausgestattet; es starb glücklicherweise, ehe es herangewachsen war. Nummer zwei war sehr aufgeweckt und mit allen möglichen Talenten begabt, zeigte aber schon in den Knabenjahren perverse Anlagen. Der Junge war sehr hübsch, hatte dunkles, weiches Haar und einen feinen, frauenhaften Teint; die Mutter kleidete ihn in Samt und vergötterte ihn. Er nahm nie etwas Nützliches vor, sondern trieb sich in vornehmer Gesellschaft umher und verausgabte Unsummen von Geld. In seinem vierzigsten Jahr starb er plötzlich, verlobt und blasiert. Die Todesanzeige sprach von Herzschlag, die Wahrheit aber war, daß Gerüchte über einen Sittlichkeitsskandal auftauchten, in dem er zusammen mit hochstehenden Namen verwickelt war. Das war zu Ende der siebziger Jahre, zu der Zeit, als die Unter-

flaffenbewegung anfang, in Schwung zu kommen. Von unten her wurde energisch auf Untersuchung gedrungen; die Geschichte ganz niederzuschlagen, wagte man aber nicht, um nicht der Behauptung von der Verderbnis und der Parteilichkeit des Bestehenden Wind in die Segel zu blasen. Als es sich zu einer Untersuchung zusammengog und vorauszusehen war, daß der Lebemann Brun auf dem Altar der Menge geopfert werden würde, um die zu deden, die höher standen, drückte Kornelius Brun seinem Sohn die Pistole in die Hand. Oder schoß ihn nieder, der Bibliothekar vermochte nicht zu entscheiden, welche Tatsache die richtige war.

„Sieh, das waren die beiden Früchte an dem absterbenden Stammbaum,“ sagte Brun bitter, „und es läßt sich ja nicht leugnen, daß sie wurmförmig waren. Die dritte bin ich! Ich kam gleichsam als jüngerer Nest zur Welt, fünfzehn Jahre nach meinem jüngsten Bruder. Meine Eltern hatten gewiß schon damals genug von ihrer Nachkommenschaft; ich wurde wenigstens schon von vornherein als hoffnungslos mißglückt betrachtet, noch bevor ich Gelegenheit gehabt hatte, irgendetwas zu beweisen. Vielleicht haben sie instinktmäßig gefühlt, daß auch ich eine verkehrte Richtung einschlagen würde. Auch in mir waren die auflösenden Kräfte vorherrschend, ich ermangelte zum Beispiel in hohem Maße jeglichen Familieninns. Schon als kleines Kind entsinne ich mich, gehört zu haben, wie sich meine Mutter über meine plebejischen Neigungen beklagte, ich hielt mich immer zu den Dienstboten und nahm Partei für sie gegen meine Eltern. Man sah mich in der Familie mit scheelen Blicken an, wenn ich auf dem Recht unserer Untergebenen bestand, vielmehr als den Idioten, wenn der alles zerriß, oder als den Verbersten, der Schulden und Skandal machte — und wohl mit gutem Grund! Mutter verjah mich reichlich mit Geld, wofür ich mich amüsieren sollte, wahrscheinlich um meinen plebejischen Neigungen entgegenzuwirken; aber ich war schnell mit den Vergnügungen fertig und stürzte mich auf die Studien. Die Zeitzeiteressierte mich nicht, aber schon als Knabe hatte ich ein eigenartiges Bedürfnis zurückzublicken; ich legte mich hauptsächlich auf die Geschichte und ihre Philosophie. Vater sah richtig, wenn er mich verhöhnte und es ins Kloster gehen nannte; in dem Alter, wo andere junge Leute schwärmen, konnte ich keiner Frau ein Interesse abgewinnen, während mich fast jedes Buch zu näherer Bekanntschaft reizte. Lange Zeit hindurch hoffte er im stillen, daß ich in mich gehen und das Geschäft übernehmen würde, und als ich endgültig das Studium wählte, zerriß das Band zwischen uns völlig.“

(Fortsetzung folgt.)

21

## Das Meer.

Von Gustaf Janson.

Joel Nord blidte umher, und da er den beabsichtigten Eindruck seiner Rede konstatierte, nickte er energisch.

„Was ich sagen wollte, ist gesagt, mehr bedarf's nicht. Komm, Anna, nun geh'n wir auf die Höhe und reden drüber, wie wir's halten woll'n.“ Damit faßte er Anna bei der Hand und zog sie mit sich.

„Der Dummkopf!“ murmelte Eiderman halb laut.

Joel wandte sich um und warf ihm einen Blick zu, daß Eiderman lieber das Maul gehalten hätte.

„Was man nicht hat, kann man bekommen. Es ginge doch merkwürdig zu, wenn nicht redlicher Wille und 'n paar starke Arme das Wenige, was fehlt, schaffen könnten. Er, Eidermann, hat ja selbst gezeigt, daß ein Lotse zu Wohlstand und Reichtum gelangen kann. Was einem möglich ist, kann wohl auch 'nen andern glücken. So, Anna, jetzt gehen wir.“

Hoch ausgezweigt, schidte sich Joel zum Gehen an. Er pflegte nie sich zu beugen und tat es auch jetzt nicht, schlug aber die Stirn gegen den Türballen, daß es krachte.

Eiderman spidte vergebens die Ohren, um einen Schmerzensschrei oder Fluch zu hören, aber Joel Nord verriet weder durch Miene oder Wort, daß er sich weh getan habe. Da begriff Eiderman, mit wem er's zu tun hatte, und der Glanz in seinem Augen erlosch. Alt und müde fant er in seiner Sofaede zusammen, indem er den beiden jungen Leuten einen langen, neidischen Blick nachsandte.

Draußen auf der Anhöhe standen Joel und Anna. Er wußte wohl, daß die Eltern des Mädchens und sein Nebenbuhler ihn durch das Fenster beobachteten, aber da er sich sein Lebtage nicht versteckt oder sich etwas erschlichen hatte, dachte er am allerwenigstens daran, es jetzt zu tun. Hand in Hand standen die beiden draußen, Joel sprach und Anna nickte bejahend. Als sie ihre Verabredung getroffen hatten, küßte er sie und sagte:

„Warte Du nur . . . zwei, vielleicht drei Jahre! Dann woll'n wir sehn, ob Joel Nord das Seine nicht im Trodnen hat.“

Anna vergoh ein paar Tränen, was wohl dazu gehört, rieb mit der Schinze ihre Augen rot und gelobte zu warten. Dann empfing sie seinen Kuß und schied mit einem langen Händedruck.

Gleich darauf slog Joels Boot zur Ducht hinaus. Da der Wind umgeschlagen war, lockte es ihn nicht, den Weg durch die Rinne zu nehmen, auch hatte er anderes im Kopf. Bevor er um die Landzunge gelangt war, hinter der er bald verschwinden sollte, stellte er sich aufrecht im Achter und winkte mit der Wähe.

Anna stand auf der Schiffsbrücke und winkte wieder. Der Wind pfiß scharf und die Wogen trugen weiße Kämme, aber Joel stand aufrecht, solange sie ihn sehen konnte. Obwohl ihr Herz angüßvoll klopfte, war sie doch stolz auf seinen Liebesmut. Nicht einer der vielen Burtschen auf der Insel würde es wagen, in einem so kleinen Boot zu stehen, wenn die See hoch ging. Schließlich verschwand die letzte Spitze des Segels, und mit einem langen Blick aufs Meer hinaus wandte sich das Mädchen und schritt zögernd dem Hauße zu. Drinnen sahen die Alten mürrisch und stumm. Anna tat, als merke sie nicht die Berstimmung, sondern machte sich eilig an die Arbeit. Die Mutter blidte ärgerlich drein, aber der Vater schien nachdenklich, und Anna begann im Stillen zu hoffen, daß Joels festes Auftreten vielleicht seinen Sinn geändert habe. Eiderman wick den Blicken der Anwesenden aus, und als er endlich aufstand, um zu gehen, fühlten sich alle erleichtert.

„Ja, ja,“ bemerkte er sachlich und gleichgültig, „wir werden ja sehen, wie's abläuft,“ aber in seinen Augen lauerte Bosheit. Dabei blidte er weg, als er die Hand zum Abschied reichte und schleppenden Ganges sich entfernte. Auf dem Heimweg grübelte er unablässig über einen Gedanken, der in seinem Gehirn leimte, aber noch keine Gestalt gewonnen hatte, auch gelangte er zu keinem Resultat, weshalb er abermals alt und müde zusammensank.

Joel Nord war ebenfalls in Gedanken vertieft heimgesegelt, aber nach Verlauf eines Monats trat er seinen Dienst als Wohlbestallter Lotsenlehrling an. Da er bereits im Voraus mit allen Pflichten eines Lotsen gründlich Bekcheid wußte und ein tüchtiger Burtsche war, machte er sich bei Kameraden und Vorgesetzten beliebt. Das einzige, was man möglicherweise an ihm auszufehen fand, war sein Eigenaunß. Wo es eine Gelegenheit zu einem außergewöhnlichen Verdienst gab, drängte er sich rücksichtslos vor, selbst wenn er bisweilen den Rechten anderer zu nahe trat. Und jede Dere, die er glücklich ergattert hatte, legte er gewissenhaft beiseite. Als man den Grund dieser, bei einem jungen Mann ungewöhnlichen Sparsamkeit erfuhr, entschuldigte man ihn lachend:

„Er denkt an sein Mädcl und seinen geizigen Schwiegervater, gönnt's ihm!“

Und der freundlichste von Allen war Eiderman. Er schien ganz vergessen zu haben, was auf Granstär Borgefallen war, und wenn er es nie erwähnte, schwieg Joel vollends.

So ging die Zeit draußen auf der Lotsenstation und der Winter nahte. Es war ein stürmisches Jahr und die Arbeit war oft hart. Joel Nord war fast der einzige, der nicht klagte. Er brachte seine Stunden auf dem Ausguck zu und spähte über das Meer hinaus, das lobend um die Klippe schäumte, und war die Reihe an ihm, mit dem Lotsenboot hinaus zu segeln, war er stets der erste auf dem Platz.

An einem dunklen Märzabends, als Schiffe signalisiert wurden, die eines Lotsen bedurften, stand er, wie gewöhnlich, rechtzeitig auf der Schiffsbrücke. Die See ging nicht besonders hoch, aber die Nacht war kochschwarz, als ob man den Kopf in einen Sack steckte, und Joel dachte gerade, daß es ein paar tüchtiger Kerle bedürfte, um den Weg hinaus und wieder heim zu finden. Neben ihm zerrte das Boot an der Fangleine und das Segel klatschte gegen den Mast.

„Kommt Larsson nicht bald, so . . .“

In dem Augenblick tauchte eine dunkle Gestalt aus der Finsternis auf und watete durch den Schnee auf ihn zu.

„Geschwind!“ ertönte eine rauhe Stimme, „wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Joel dachte verwundert, ob Larsson zu tief ins Glas gekudt habe, denn er kannte seine Stimme nicht wieder, er hatte jedoch nicht Zeit, weiter darüber zu grübeln, sondern sprang ins Boot hinab. Der andere folgte ihm schwerfällig nach und stolperte zur Bank am Steuerruder.

„Los!“ kommandierte er.

Joel knüpfte die steifgefrorene Fangleine los und schoß das Boot hinaus. Es legte sich sofort auf die Seite, richtete sich aber wieder auf und stach in die See. Die Wogen brachen sich zischend und brodelnd am Bug, und je weiter es hinaus kam, je schneller ging die Fahrt. Weit fort blinkten durch die Finsternis eine, bisweilen zwei Laternen, auf die Joel unverwandt seine Blicke gerichtet hielt. Er selbst sah am Mast und lehrte seinem Kameraden den Rücken zu. Blößlich hörte er das Segel flattern und wandte sich halb ärgerlich, halb verwundert nach Larsson um und wollte ihm beudeuten, daß ein rechtschaffener Lotse im Dienst nicht trinkt, als der Mann am Steuerruder ihn barsch ansprach:

„Kümme Dich nicht um mich, Du!“ Offenbar hatte der bemerkt, was Joel im Sinne hatte.

„Was ist das!“ brach Joel aus, ist's nicht Larsson?“

„Der ist krank. Weißt Du's nicht?“

„Kostausend, ich glaubte . . . aber nun höre ich, daß's Eiderman ist.“

„Weißt Du denn nicht, daß nach Larsson die Reihe an mir ist?“

Darauf war nichts zu erwidern, es kam nur Joel vor, als hätte Eidermans Stimme einen auffallend höhnischen Klang.

Das Boot schob dahin, als es unerwartet in Treibeis geriet, das sich zwischen einigen Felsen gesammelt hatte. Darüber bergab Joel seine Verwunderung über Eidermans Gegenwart, sondern lauschte dem Schaben des Eises gegen den Bord, denn jeder Laut aus dem Meer entzündete ihn. Er merkte, daß Eiderman hinter ihm sich mit irgend etwas zu schaffen machte, jedoch lenkte er Joels Aufmerksamkeit ab, indem er eine Flasche aus der Kofftasche zog und fragte:

„Willst Du 'nen Schluß haben, so sag' nicht nein!“

„Danke!“ sagte Joel und näherte sich Eiderman, um die Flasche entgegenzunehmen, wobei er das Boot dem Winde entgegen wendete, und das große Segel abermals zu flattern anhub.

Erbittert stieß Eiderman eine Reihe von Flüchen aus, aber Joel kniff geringschätzig ein Auge zu. Jetzt war es ihm klar, daß Eiderman getrunken hatte, und er dachte bei sich: Fürchtet sich der Kerl im Dunkeln? Und ohne etwas zu beabsichtigen, lachte er spöttisch.

„Zum Henker, Junge!“ rief die Lotse, indem er die Flasche zurüchnahm.

Joel wußte nicht weshalb, aber eine Ahnung nahenden Unglücks durchzuckte ihn, durch Eidermans Stimme klang es wie verbissener Haß. Aber in der nächsten Sekunde wurde er sich seiner Jugend und Kraft bewußt und atmete tief auf. Saan der andere auf Schliche, was ihm Joel jedoch kaum zutraute, so war er doch der Mann, mit einem halben Dugend solcher Kerle fertig zu werden.

Inzwischen war das Boot aus dem Treibeis gelangt und hatte die letzten Schären hinter sich gelassen. Die See ging nicht hoch, obwohl der Wind stöhnweise pfiff und Joel im stillen vermutete, daß es vor Morgen Sturm oder auch um Mitternacht Schnee geben würde. Die beiden Laternen, auf die sie zustruerten, rückten näher, und sie berechneten, in einer Viertelstunde das Schiff erreicht zu haben. Vom dunklen Hintergrund hoben sich zwei scharze Masten und ein plumper Rumpf ab.

„So, nun dreh'n die dummen Hunde,“ brummte Eiderman, als die eine Laterne verschwand.

„Hallreep, so kommen wir ihnen zuvor!“ mahnte Joel.

„Das ist leicht gesagt, aber . . .“ Wiederum machte sich Eiderman im Achter etwas zu schaffen, und nach einer kleinen Weile feuerte das Boot südlicher.

Joel zuckte verächtlich die Achseln.

„So'n Kerl zum Gefährten zu haben, der nicht mal 'n Boot in leidlichem Wetter steuern konnte. Pfui Teufel!“

Eiderman brummte etwas zwischen den Zähnen, das nicht zu verstehen war.

„Es wird weder Schnee noch Sturm,“ murmelte Joel für sich, „wir bekommen Frost heute Nacht, gut, daß man bald heimkommt.“ Er troch nach vorn, denn sie sollten gleich am Ziel sein. Nach einer Weile richtete er sich auf, legte die Hände an den Mund und rief: „Lotte hier!“

Vom Fahrzeug ließen sich harte Tritte auf dem Deck vernehmen und eine phlegmatische Stimme antwortete: „Ohoj!“ Gleich darauf erklang es: „Aufgepaßt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Vogelwarte Rossitten.

Alljährlich nehmen zahllose Vögel bei ihrem Hin und Her zwischen Sommer- und Winterfiedelungen den Weg über die kurische Nehrung und rasten hier, wo sie stellenweise geeignete Nahrung und passenden Unterschlupf finden. Dazu, sie in ihrer Urvärsichtigkeit gleichsam zu belauschen, ist die Nehrung — besonders im südlichen Teil, im Bereich von Rossitten — wie geschaffen.

Die am 1. Januar 1901 begründete „Vogelwarte“ verfügt über ein Gebäude in geringer Entfernung nördlich vom Dorfe Rossitten. Das ganz frei stehende Häuschen mit der verhältnismäßig sehr hohen Bedachung umschließt ein Zimmer zur Unterbringung ausgestopfter Vögel usw., ein kleines Arbeitsgemach, einen zugleich als Dunkelkammer benutzten Vorratsraum und die Familienwohnung des Dieners. Ulmenhorst, die andere jetzt der Vogelwarte zugehörnde Baulichkeit — vom Dorfe Rossitten sieben Kilometer in vorwiegend südlicher Richtung und von menschlichen Wohnstätten überhaupt weit entfernt —, ist noch kleiner und besteht nur aus einem Bohn- und dem auch als Küche dienenden Vorräum. Gutsbefitzer Ulmer auf Quanditten bestritt die Kosten der Errichtung, und ihm zu Ehren erfolgte die Benennung. Professor Thienemann, der Leiter der Vogelwarte, bezeichnet Ulmenhorst, wo er sich während der Zugzeiten aufhält, als geradezu ideale Beobachtungsstätte. Die Nehrung ist an dieser Stelle schmal und ohne Waldbestände, in denen sich Vögel verstecken könnten. Sie läßt sich hier ziemlich genau von der Haff- bis zur Vordüne hin überblicken.

Erforschung des Vogelzuges liegt der Warte in erster Linie ob, wobei, wie Professor Thienemann in seiner 1910 herausgegebenen Schrift „Die Vogelwarte Rossitten“ aufreißt, Rebelkräben, Lach-, Herings-, Sturm-, Raubmöwen, Störche, Raubfußhühner und Strandvögel der Beobachtung anheimfallen. Um nun das Fiedelungsgebiet dieser Tiere, die Richtung ihrer Bahn usw. zu er-

funden, wird eine gewisse Zahl derselben gezeichnet, das heißt, mit einem Aluminiumfingerring, der die Aufschrift „Vogelwarte Rossitten“ und das Datum der Auflistung trägt, versehen. Mit solchen „Ringversuchen“ begann die Vogelwarte 1903, wobei zunächst Rebelkräben an die Reihe kamen. Diese überwiegen unter den über die Nehrung ziehenden Vögeln und werden hier an vielen Stellen seit der Urbäter Zeit mittels des Netzes gefangen. Das Zeichnen wäre jedoch zwecklos, wenn von dort aus, wo man „Ringvögel“ antrifft, niemand die Ringe oder, was noch freudiger zu begrüßen ist, die vollständigen Vögel nach dem Ort der Auflistung zurückkäiden würde. Erfreulicherweise haben sich aber Verständnis und Interesse für die Sache in immer weitere Kreise hineinragen lassen. Bis jetzt gelang es u. a. festzustellen, daß eine Rebelkräbe die Gegend von Savolinna in Finnland erreichte, daß diese Tiere im Winter in Pommern, und besonders um Stettin herum, sehr zahlreich anzutreffen sind, daß Pretin a. d. Elbe den südlichsten Punkt ihres Vorkommens in Deutschland bildet, daß Raubmöwen gewöhnlich einen Flußlauf oder eine Küste als Richtschnur wählen und hauptsächlich an der Pomündung überwintern usw.; trifft mitunter, z. B. aus dem Innern Arica's, eine Sendung an „Herrn“ oder „Monsieur Vogelwarte“ in Rossitten ein, so bleibt ja deren Wert durch diese Aufschrift unberührt.

Schon in früherer Zeit sind bisweilen Vögel in der einen oder anderen Weise aus Spielerei oder zu wissenschaftlichen Zwecken markiert worden. Neuerdings haben Männer der Wissenschaft, zu denen Brehm gehört, und Tierkühvereine dagegen gesprochen. Ihre Einwände erwiesen sich jedoch als keineswegs stichhaltig, wobei z. B. auch an Brieftauben, die ja ebenfalls etwas Fremdes tragen, zu erinnern wäre. Die von der Vogelwarte Rossitten benutzten Ringe sind so leicht, daß, wie eingehende Untersuchungen daraten, die das Anlegen ruhig hinnehmenden Vögel nicht die mindeste Beeinträchtigung erleiden. Schon u. a. dadurch, daß Ringvögel wohlbehalten aus Ostpreußen nach Südafrika gelangen, daß man Vögel, die ihre Ringe seit Jahren an sich haben, munter beim Brüten antrifft, werden ja die gegen das Zeichnen erhobenen Bedenken entkräftet. Das Anlegen der Ringe, besonders bei Kleinvögeln eine äußerst schwierige Arbeit, muß allerdings geschickt und sachkundig erfolgen, und dem ist eben nicht jeder gewachsen. Im Interesse des Vergleichens und der wissenschaftlichen Forschung darf auch nicht planlos in irgend einer beliebigen Weise, sondern nur nach der Art einer Zentralstelle gezeichnet werden. Als solche kommt für Deutschland die Vogelwarte Rossitten, die Ringe unentgeltlich bergibt, in Betracht.

Eine Jagd auf Vögel zu dem Zweck, solche mit Ringen zu erbeuten, ist natürlich schon im Hinblick auf die im Verhältnis zur Gesamtmasse ganz verschwindend geringe Zahl der Ringvögel durchaus verfehlt. Das Auffinden muß, betont Professor Thienemann ausdrücklich, dem Zufall überlassen bleiben. Die dann aber zu wissenschaftlichen Zwecken getöteten Ringvögel wiegen gar nicht gegenüber den Massenmorden, die an Vögeln z. B. zur Befriedigung einer Modelaune begangen werden.

Zu den Aufgaben, die sich dem Hauptarbeitsgebiet der Vogelwarte Rossitten naturgemäß an- und eingliedern, gehört der Vogelschutz. Niststätten werden angebracht, Futterplätze für den Winter hergerichtet usw., und um tatkräftigem Interesse für die gefiederte Welt mehr und mehr Boden zu gewinnen, hielt Prof. Thienemann im Frühling des laufenden Jahres — in Rossitten — einen Kursus für praktische Vogelkunde und praktischen Vogelschutz ab. Es gilt auch mit Veränderungen zu rechnen, die dem Eingreifen menschlicher Tätigkeit entspringen. Am Wege zwischen der Vogelwarte und dem „Schwarzen Berge“, der einen wundervollen Ausblick nach der See und dem Haff hin gewährt, liegt unmittelbar an letzterem die „Vogelwiese“. Auf ihr tummelten sich früher Strandvögel der verschiedensten Art in gewaltigen Scharen. Damit hat sich's aber stark gemindert, seitdem zum Schutz des Haffufers Rohranpflanzungen entstanden. Nun läuft eine 12 Kilometer weite nach Norden gelegene Palwe — eine mit spärlichem Graswuchs bestandene Sandfläche — der Vogelwiese den Rang ab.

Eine zweite Stätte zur Erforschung des Vogelzuges hat Deutschland in der „Königlichen Biologischen Anstalt“ auf Helgoland, wo zum erfreulichen Aufschwung der Sache jetzt wieder ein Ornithologe schafft. Ringversuche stehen hier seit 1909 auf dem Arbeitsplan. Von der „Königlich-ungarischen Ornithologischen Zentrale“ in Budapest, von der Universität Aberdeen in Schottland wird die Vogelmarkierung planmäßig und in großem Maßstabe durchgeführt. In England zeichnet seit einiger Zeit Witherby, der Herausgeber der „British Birds“, und in Riga wie in Algier ist eine Station zur Beobachtung des Vogelzuges im Ausbau begriffen. Ringversuche greifen mehr und mehr zu internationaler Arbeit in einander ein.

E. J.

## Kleines feuilleton.

### Volkskunde.

Die Frau im Sprichwort der Balkanvölker. Die eigenartige Zwitterstellung der Frau auf dem Balkan, die zwischen ritterlich europäischer Verehrung und orientalischer Nichtachtung hin und her schwankt, wird am schärfsten durch den Sprichwortschatz der Südslaven beleuchtet. In den zahllosen Sätzen der Volksweisheit, über die die Bauern der Balkanhalbinsel in ihrer schlag-

kräftigen und zugleich dichterisch geschmückten Ausdrucksweise verfügen, spielen Weib und Ehe die Hauptrolle. Viele dieser Worte sprechen die Sklavensstellung der Frau kurz und präzise aus; so heißt es: „Der Mann ist der Kopf, das Weib ist das Gras“, d. h. das, worauf der Mann herumtritt. — „Ein Mann ist mehr wert als zehn Weiber“, und um zu zeigen, wie hoch der Mann stets über der Frau steht, sagt man: „Der Mann auf den Wandischrank, die Frau auf den Sessel“. Aber trotz dieser Geringschätzung der Frau erkennt man doch willig den Segen des Heims an, der durch weibliche Arbeit geschaffen wird. Die Frau sorgt für die Kleidung des Mannes nach dem Worte: „Das Weib trägt den Mann auf ihrem Gesichte, der Mann das Weib auf seinem Hemde“. Im Haus regiert die Frau: „Der Mann ist da, um die Welt, das Weib, um das Haus zu lenken“. — „Das Haus steht nicht auf der Erde, sondern auf dem Weibe“. — „Ein weisses Weib baut das Haus, eine Törin zerstört es.“ Darum erklingt das Loblied der tüchtigen Frau, von der es heißt: „Kein Schatz ist soviel wert, als ein tüchtiges Weib“. — „Ein gutes Weib ist der Ruhm ihres Mannes.“ Ohne Frau fühlt sich der Südslawe verlassen von Gott und der Welt: „Allein kann der Mann auch nicht ins Paradies“. „Ein Mann ohne Weib, wie eine Stube ohne Wand.“ Aber auch die Frau ist nichts, ohne ihre stärkere Hälfte; nur in der Ehe findet sie ihr Heil: „Besser ist es, des würdigsten Mannes Weib zu heißen, als des besten Bruders Schwester“. So gehören die Ehegatten ewig zueinander, wie zum Samstag nach südslawischem Glauben die Sonne. „Der Mann ist da, zu erwerben, das Weib aber, zu erhalten und zu bewahren“. „Ein tüchtiges Weib füllt das Haus bis zum Dache“.

Die Frau ist die beste Freundin, die klügste Beraterin des Mannes; sie ist sein höchstes Gut, denn: „Das Weib gebiert auch Gelden“. Aber schlimm ist es, wenn sie herrscht im Haus und Hof: „Wo das Weib die Hosen anzieht, der Mann aber den Unterrock, Ach und Wehe dann über Beide und über das Haus“. Und damit sind wir bei dem schier endlosen Kapitel der bösen Weiber, in dessen Behandlung das südslawische Sprichwort unerschöpflich ist. Friedrich S. Krauß führt eine lange Litanei an, in deren ewigen Anrufungen zu den alten Volksgöttern Marko gebeten wird, die schlimmen Frauen zu züchtigen, zu bedrohen und zu ermahnen. Weiber wird das Mädchen in der Ehe meist so ganz anders, wie sie als liebliches Bräutchen schien: „So lange sie bei der Mutter weilt, ist sie sanfter als ein Schäfchen; kaum aber ist sie beim Manne, so streckt sie eine ellenlange Zunge heraus.“ Schwachhaftigkeit ist ihr angeboren. In einem modernen Scherzgespräch heißt es: „Wir brauchen keinen Telegraphen, so lange unsere Weiber leben“, und als schwerste Hebel bezeichnet man: „Ein Hungerjahr und mein Klaffen des Weib“. Gar schwer ist es, den Charakter einer Frau zu erraten: „Das Weib ist keine Blume, daß Du an ihr riechst und ihre Art erkennst“. Man soll keine schöne nehmen: „Ein schönes Weib und süßer Wein, zwei süße Gifte“, dagegen: „Ein häßliches Weib, die Beste Hausfrau“. Wie soll man Frauen loben, sonst werden sie übermütig: „Wer das Weib schmählt, der ölt sein Kraut; wer aber das Weib lobt, der verjagt sich selber den Bart“. Bei manchem Ehemann bewahrheitet sich das Sprichwort: „Es trifft manchen ein größeres Uebel daheim, als im Kriege“. Doch weiß der südslawische Volksmund ein probates Mittel gegen die schlimmen Weiber zu empfehlen: den Etod. „Der Wein ist zum Trinken, die Weiber sind zum Kräneln da“, heißt es, und: „Wer sein Weib nicht schlägt, der ist kein Mann“. Aber das Recht der Züchtigung hat auf dem Balkan nur der Mann an seiner eigenen Frau; fremde Frauen zu schlagen, ist schimpflich und ehrlos. „An Weibern und an einem Kinde vergreift sich ein Held nicht.“ „Wer ein Weib tötet, dessen Ehre geht spurlos zugrunde.“ Es leuchten durch alle Dürbheit und Noth der Sprichwörter doch die warmen Strahlen echter Liebe und tiefer Verehrung der Frau als der eigentlichen Schöpferin und Hüterin des Familienglücks, und so klingt die südslawische Volkswisheit aus in dem leidenschaftlich schmerzlichen Worte: „Das Weib gestorben, das Heim entwurzelt“.

**Geographisches.**

Adrianopel. Um Adrianopel als um den wichtigsten strategischen Mittelpunkt ballen sich die Wollen des Kriegsgewitters zusammen; hier wird die erste große Entscheidung fallen. Als der Knotenpunkt der wichtigsten über den Balkan führenden Verbindungen, durch seine Lage am Zusammenfluß dreier großer Flüsse, da sich hier die Thympha und die Arda in die Maritza ergießen, ist die alte Stadt, einst die primitivste Residenz der Sultane, für die Türkei von höchster militärischer Bedeutung. Ihre Jahrtausende alte Geschichte beweist, daß sie stets im Zentrum der politischen Begebenheiten gestanden und der Schauplatz zahlreicher wichtiger Ereignisse gewesen ist. Früher erhob sich an der Stelle des heutigen Adrianopel die Hauptstadt des kräftigen Volkes der Bessier. Kaiser Hadrian soll die zerfallene alte Feste wieder aufgebaut und ihr seinen Namen gegeben haben. Große Schlachten haben in den Ebenen stattgefunden, die Adrianopel umgeben. 323 n. Chr. schlug hier Konstantin der Große den Licinius; 378 erlag der Kaiser Valens dem Ansturm der Goten; 551 errangen die Slawen einen Sieg über den Kaiser von Konstantinopel; 586 wurde die Stadt von den Slayen belagert, 929 von den Bulgaren genommen. Am 22. November 1189 zogen die deutschen Kreuzfahrer in die türkische Stadt ein, und erst 1361 erobert der Sultan Murat I. die Stadt zurück, die er 1366 zu seiner Residenz erhebt. Auch als nach der Eroberung Kon-

stantinopels die Stadt Hadrians zur zweiten Hauptstadt des türkischen Reiches herabsank, hat sie jedoch immer wieder große historische Schauspiele und geschichtliche Persönlichkeiten gesehen. So wollte in der heutigen Ruine Demir-Tasch 1713 Karl XII. von Schweden. In den Kriegen des 19. Jahrhunderts war die machtlos gewordene Türkei nicht mehr imstande, Adrianopel, die eigentliche Pforte des Reiches, zu halten. 1829 fiel es ohne Widerstand der russischen Armee unter Diebitsch in die Hände. Doch es war, als ob die verfallene Feste Rachegeister in sich berge, die die Schmach vergalten. Die Russen erlitten in Adrianopel einem so großen Verlust an Leuten, wie ihnen die glänzendste Verteidigung keinen größeren hätte zufügen können. Aus den sumpfigen Tälern der Maritza striegen die Krankheitskeime auf, die die Truppen dezimierten. In Adrianopel wurde dann der Friede zwischen dem Zaren und dem Sultan unterzeichnet. Im Krimkrieg wurde die Stadt von 15 000 Franzosen unter dem General Bosquet besetzt.

Nachdem im russisch-türkischen Kriege 1878 die Stadt wiederum in die Hände der Feinde gefallen war und hier der Waffenstillstand geschlossen wurde, ging man dann dem Problem einer starken Befestigung dieser wichtigen Stadt energisch nach; Befestigungswerke wurden angelegt, die einen großen Vogen am linken Maritzaufer bildeten, und diese Fortifikationen sollen seit 1909 so verstärkt worden sein, daß Adrianopel heute von türkischer Seite als uneinnehmbar bezeichnet wird. Adrianopel breitet sich auf mehreren, sich etwa 30 bis 40 Meter über dem Wasserspiegel der Maritza erhebenden Hügelgruppen aus. In südlicher Richtung flachen sich diese Erhöhungen immer mehr zur Ebene ab; im Westen der Stadt steigt das Terrain zu einem sanft gewölbten Hügellande empor, dessen Kuppen durch kaum merkliche, wellenförmige Einsenkungen voneinander getrennt sind. Von fern bieten diese mit Häusern bedeckten Hügel einen wundervollen Anblick; sie scheinen eingebettet in blühende Gärten, die sich wie bunte Casen in die einsörmige, zum Teil sumpfige Ebene der großen Flüsse hinabziehen. Das Innere bietet freilich den gewöhnlichen Anblick einer türkischen Stadt mit schmutzigen engen und winkeligem Gassen. Einige herrliche Bauwerke erinnern an die Größe der Vergangenheit, so vor allem die Selim-Moschee, deren Kuppel sich 20 Fuß höher wölbt als die der Hagia Sofia und die die Türken für die schönste Moschee der Erde erklären. Ueber die säulenträgenden Galerien der Murats-Moschee heben sich neun Kuppeln in die Luft, und um diese ragenden Wahrzeichen des Islams entfaltet sich ein reges Handelstreiben in den riesigen Bazaren, die von der auch heute noch blühenden Industrie der Stadt Zeugnis ablegen. Ebenso groß wie die militärische ist ja auch stets die kommerzielle Bedeutung Adrianopels gewesen, denn hier vereinigen sich fast alle Hauptverkehrsstraßen, die von den Pässen des Balkans und Bosphorus, dem Marmarameer, den Dardanellen und dem Mündungsgebiet der Maritza führen.

**Medizinisches.**

Die Verbreitung der Tollwut in Preußen 1911. Nach den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes vom 9. Oktober 1912 wurden im Jahre 1911 in Preußen 231 Personen von tollen oder der Tollwut verdächtigen Hunden gebissen. Dies ist seit zehn Jahren die kleinste Zahl gebissener Personen. 1910 waren es noch 247 und 1909 406 Personen, ein Beweis, daß die Befürchtungen derer, die von der Aufhebung des Maulkorbzwanges in Groß-Berlin und anderen Orten eine Zunahme der Bißverletzungen durch tolle Hunde befürchteten, nicht zutreffend waren. Die meisten Fälle von Tollwut wurden 1911 noch im Regierungsbezirk Koblenz und im Kreise Liegnitz in Schlesien festgestellt. Von diesen Bißverletzungen durch tolle oder der Tollwut verdächtige Tiere fielen 141 = 61,38 Proz. auf die Sommermonate von Anfang April bis Ende September und 89 = 38,7 Proz. auf die Wintermonate und zwar wurden in 224 Fällen Personen von 129 der Tollwut verdächtigen Hunden gebissen und sieben Personen von drei Katzen. Also auch diese lieben Haustiere können von der Tollwut angesteckt werden und dann auch ihre Hausgenossen bedrohen. Die höchste Zahl von einem Hunde gebissener Personen waren neun und die von einer Katze gebissenen sieben. Von den Bißwunden wurden am meisten die Hände und Arme betroffen, doch wurden 24 Personen außerdem noch an anderen Körperteilen gebissen. Von 132 Tieren, die 138 Personen gebissen hatten, wurden 122 obduziert; von diesen glückte noch bei 26 der mikroskopische Nachweis der sogenannten Negrischen Körper, der Verursacher der Tollwut. Bei den übrigen meist von auswärtig zugefandenen, war die Fäulnis schon zu weit vorgeschritten. Von den gebissenen Personen unterzogen sich 102 der Schutzimpfung im Kochschen Institut für Infektionskrankheiten und 123 Personen unterzogen sich derselben im hygienischen Institut der Universität Breslau. Eine Person starb an der Tollwut, ohne eine Schutzimpfung erhalten zu haben, ein anderer Gebissener starb 18 Tage nach dem Biß, aber nicht an Tollwut, sondern an Blutvergiftung. In Lautersweiler, Kreis Simmern, Regierungsbezirk Koblenz war ein 18jähriger junger Mann am 26. Juli 1911 von einem tollen Hunde in die rechte Hand gebissen worden, am 29. Juli wurden bei ihm die Schutzimpfungen im Kochschen Institut in Berlin vorgenommen, aber obwohl er noch zwanzig Schutzimpfungen erhielt, brach bei ihm am 17. August die Tollwut aus, an der er am 29. August starb, ein Beweis, daß die Schutzimpfungen mit Erfolg haben, wenn sie mit äußerster Beschleunigung vorgenommen werden.